**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 23 (1933)

**Heft:** 44

**Artikel:** "Kultur" kommt nach Aeppelvik

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-648280

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

beitslosen ein Opfer an persönlicher Freiheit bedeutet, wenn sie sich dem Dienst zur Verfügung stellen. Dieses Entgegenkommen sollte durch eine Bevorzugung in der Stellenvermittlung ausgeglichen werden.

Es hält schwer, heute die genaue Zahl der im Arbeitsdienst Beschäftigten anzugeben; es dürften aber über 400 sein. Diese Zahl ist jedoch, verglichen mit den ca. 10,000 jugendlichen Erwerbslosen, noch verschwindend klein; aber wir stehen ja erst am Anfang dieser neuen Bewegung.

*

Zusammenfassend sei festgehalten, daß der Dienst der Arbeitslosen eine Krisenmaßnahme ist. Es bestehen keinerlei Tendenzen, ihn zu einer Arbeitsdienstpflicht auszubauen. Hingegen wäre die Möglichkeit zu prüfen, ob nicht an Stelle der persönlichen Arbeitslosenunterstützung an Jugendliche bis zum 22. Altersjahre für einen Teil des Jahres die Pflicht zur Teilnahme am Arbeitsdienst treten könnte. Die Studentenkolonien aber sollen eine Hilfsaktion für unsere Bergbauern bleiben. Sie sollen dazu beitragen, daß der Kontakt zwischen den Berglern und Akademikern wieder enger wird. Beides jedoch sind Aufgaben, deren Lösung für den gedeihlichen Weiterbestand unseres Landes von großer Bedeutung sind. —

Otto Zaugg,
Präsident des Amtes für Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften.

# Kantonsschule Solothurn.
## 1833—1933.

Unter den höheren Schulen des Schweizerlandes, die als Kinder der Regenerationsjahre ihre Jahrhundertfeier begehen dürfen, scheint die Solothurner Kantonsschule vom Schicksal besonders begünstigt zu sein. Es ist ihr ein Lehrer-Dichter geschenkt, dem es gegeben ist, den Auftrag, eine Gedenkschrift zu schreiben, mit einem feinen Kunstwerk zu quittieren.

Josef Reinhart — wer anders konnte es sein! — hat die hundertjährige Geschichte der Solothurner Kantonsschule in einer Folge von lebendigen Bildern dargestellt. Da ist keine trockene Historie, keine Aufzählung. Die Jahrhunderte — der Dichter griff über seinen Auftrag hinausgehend auf die Anfänge der Schule zurück — und Jahrzehnte erstehen aus diesen Bildern als blutvoll bewegte Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit, die der Ueberprüfung auf geschichtliche Treue standhält. Wir wissen tatsächlich nicht, was wir an dieser Schrift mehr bewundern sollen: die Belesenheit des Autors in der historischen Literatur und seine Sicherheit in ihrer Deutung oder die künstlerische Darstellungskraft, die alles, die Begebenheiten und die Oertlichkeiten, in lebendige Anschauung verwandelt. Eine schier unabsehbare Reihe von Gestalten, Schülern und Schulmännern, die die Geschicke der Schule führten und erlebten, vom fahrenden Scholaren aus der Zeit des Meisters Felix Hämmerli, bis zu den Lateinschülern des Dompropstes Hüglin und der Patres in der Schule der Väter Jesu im Kollegium, bis zu den der weltlichen Kantonsschule, ja bis zu den zigarettenrauchenden, über Hamlet philosophierenden Studenten und Studentinnen der heutigen 600 Schüler umfassenden Schulanstalt und ihren Professoren, Rektoren und Vorstehern — läßt Reinharts Gedenkbuch vor unsern innern Augen vorbeimarschieren. Lehrer, Rektoren und Erziehungsdirektoren, deren Namen die Darstellung nicht besonders nennt, sind im Anhang in Porträts und Namentabelle vertreten. Für all die Beteiligten muß Reinharts Buch ein wertvolles Geschenk bedeuten.

Der Verfasser gibt uns freundlicherweise die Erlaubnis zum Abdruck eines Abschnittes seines Buches. Wir lassen ihn hier folgen.

# Zehnuhrpause.

(Ein Kapitel aus der Gedenkschrift zur Jahrhundertfeier der Kantonsschule Solothurn 1833 bis 1933 von Josef Reinhart.)

Die Glocke schrillt wie einst und ehedem. Die hintere Pforte fliegt auf. Köpfe strecken sich zusammen, fassen Feuer für die Zigarette; sie fährt nicht hinter den Rücken, wenn ein Professor heraustritt. Oder ist das auch ein Schüler dort, ohne Hut, in Kniehosen und farbigem Sportshemd? Ein kameradschaftlicher Spaß, ein Salut dem Zeichnungslehrer, der, das Feldstühlchen über der Achsel, mit seinen Schülern von einer Freilichtstunde schulwärts stiefelt. Gib acht! Er hat den Luciferblick für deine unheilverratenden Stirnhöcker. In der nächsten Stunde zeichnet er dich — ein moderner Lavater — den Schülern als Charaktertypen an die Tafel. Drinnen im Korridor ist's fast leer; nur in einer Nische redet ein Farbiger auf einen Bubikopf ein; der Farbige hat sie schon längst zum Kränzchen eingeladen ins Attisholz, im Auto hin, im Auto zurück, früh um halb sechse. Verdorbene Jugend? — Nein! Die Mama besorgt ja mit Stolz das seidene Kleidchen!

Draußen im Hofe bewegt sich buntes Leben. Wo sind die Professoren? Ah, dort schält sich die Reihe aus dem Schwarm der Jugend. Die Lehrer, die da schreiten, wo ist der Gehrock von einst und ehedem, wo sind die Patriarchenbärte, wo ist der Schnurrbart aus Kaiser Wilhelms Vorkriegszeit? Schulreise ist das Thema. Nein, dort auf der Bank lauschen die Handelstöchter einem Kameraden; Tanzkränzchen? Mit nichten. Heute ist Kontokorrentklausur, und keins will sacken.

Dort staut sich eine Gruppe um einen Lehrer: Morgen um 7.15 Sammlung am Bahnhof. Proviant mitnehmen: Exkursion „Eisenwerk Choindez". Und die Knirpse, die am Brunnenrande Haschen spielen? Das sind die Kleinsten; die wissen noch von nichts, als vom lateinischen Thema, das für heute glücklich vorüber ist. Da hält ein Kurzröckchen an und staunt einem Pärchen nach, das gestern abend nach dem Promenadenkonzert noch seiner lieben Mama begegnet ist. Heute in der Pause erklärt er ihr Differentialrechnung; morgen philosophiert sie mit einem andern auf eben diesem sonnigen Pausenwege im Kantonsschulhofe über „Sein oder Nichtsein!"

Die Glocke schrillt; farbig fliegt's durch die Türen. Nur auf einer Bank raucht noch Herr X den Stumpen fertig. Heute und vor Zeiten!

# „Kultur" kommt nach Aeppelvik.

Wir entnehmen diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Montana-Verlages in Horw-Luzern und Leipzig dem Buch „Der Amerika-Johann" von F. Moeschlin, das der Verlag eben in endgültiger Fassung herausbringt.

Zehn Pferde brächten sie nicht nach dem Stenbackshofe, hatten die Bauern gesagt. Am Sonntag darauf aber zeigte es sich, daß die eigenen Beine stark genug waren, um allen Widerstand zu überwinden und Leib und Seele mit der übermächtigen Neugier nach der Stätte so vieler Wunder zu tragen.

Der Amerika-Johann war ins Kirchdorf gefahren. Die Türe war verschlossen. Durch die hohen unglaublichen Fenster aber sah man alle Dinge, von denen der Dunder-Fredrik erzählt hatte.

Der erste, der sich in den Hof hineinwagte, erschrak und schämte sich, als er dem zweiten begegnete. Als aber nach und nach das ganze Dorf die Nasen an die Scheiben drückte, wurde in stillschweigendem Uebereinkommen die Scham als etwas Ueberflüssiges auf die Seite geworfen.

Man habe nur nachsehen wollen, ob der Dunder-Fredrik nicht gelogen habe, sagte einer zum anderen.

Nein, der Dunder-Fredrik hatte nicht gelogen ...

Von dem Tage an geschah es oft, daß die Weiber ungeduldig wurden, wenn sie im offenen Herde kochen mußten, und daß sie schimpften und klagten: „Denk, wenn wir einen eisernen Kochherd hätten ...“ Die Männer taten, als hörten sie nichts, aber sie selber waren nicht besser daran. Wenn sie in die kleine Hausschmiede mußten, um ein paar Nägel zurechtzuhämmern, sahen sie nur immer die Kiste mit den vielen tausend Nägeln vor sich, die für ein ganzes Leben ausreichen würden, und taten die Arbeit, die ihnen früher nie eine Last gewesen war, eher ein Spiel und eine Freude, verdrossen und mürrisch.

Dann hieß es auf einmal, der Kaufladen sei eröffnet worden und jedem stehe es frei, hinzugehen, ganz wie es ihm beliebe.

Sie gingen nicht am ersten Tage hin, auch nicht am zweiten Tage, am dritten Tage aber war die Neugier wieder übermächtig, und so, wie der erste Schnee kommt, nicht haufenweise, nicht aufs Mal, sondern langsam und gemächlich, Flocke um Flocke, so kamen die Bauern von Aeppelvik, zögernd und ruckweise durch die einladend geöffnete Türe des Kaufladens ...

Die ganze Stube war voller Dinge. Man sah es ihnen an, daß sie funkelnagelneu waren. Auf Schäften und Tischen lagen und standen sie. Auch auf dem Fußboden. Einige hingen an der Decke. Andere wieder waren in Schubladen versteckt, die herausgezogen werden konnten. Und alle Dinge hatten irgendwo ein Zettelchen hängen, auf dem zu lesen war, was sie kosteten.

„Oj, oj, oj, was ist denn das?“

„Das sind Blusen und Schürzen, wie man sie in Stockholm trägt“, antwortete der Amerika-Johann bereitwillig. Man hörte die Erklärung aufmerksam an. Aber man schaute auf die Seite.

„Und das sind leichte Sommerröcke ... und das sind Hüte ...“

Hüte? Ging denn nicht alle Welt in roten und weißen Hauben? Gab es Frauen, die in Hüten gingen, wie die Männer?

„Und hier sind lange Hosen aus allerfeinstem Stoff für Herren! ...“

Herren? War die Zeit gekommen, daß die Bauern es den Herren gleichtun konnten?

„Und hier sind feine Schuhe, der König hat keine besseren.“

Man glaubte es. So glänzend und dünn war das Leder. So schmal die Spitze. So leicht und biegsam die Sohle. Oj, oj, oj, daß nun auch ein simpler Bauer wie der König daherkommen konnte — an den Füssen wenigstens.

Ach ja, viele feine Dinge lagen da ... man bekam richtig Lust, sie zu kaufen, je länger man sie anschaute.

Das ganze Dorf kam in den Kaufladen. Nur vier kamen nicht.

Der Pellas-Jerk war zu stolz auf Selbstgeschaffenes und Ererbtes.

Britta war zu tief in Zorn und Trauer.

Der Spel-Daniel war zu fromm.

Und der Färg Petter haßte den Amerika-Johann, weil er die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande auf den Misthaufen geworfen hatte. Und weil er Tapeten verkaufte, die seine Bilder überflüssig machten.

Diese Tapeten! Langes, langes Papier auf Rollen, die gar kein Ende nehmen wollten. Mit Figuren und Blumen und richtigen Landschaften in vielerlei Farben. Und nicht gemalt — malen konnte schließlich auch ein Bauer, wenn er sich Mühe gab, der Färg-Petter bewies es — sondern gedruckt.

Wie fein, wie unglaublich fein! Es gab Aeppelviker, die darüber weinten, daß ihre seligen Väter soviel Pracht und Herrlichkeit nicht mehr erlebt hatten. Kein Mensch konnte wissen, ob der Himmel, in dem sie jetzt wohnten, ebenso schön war.

Es gab aber auch Aeppelviker, welche die Abgestorbenen beneideten. Jenen war erspart geblieben, so viele prächtige Dinge zu sehen ... und sie doch nicht besitzen zu dürfen ...

Denn die Aeppelviker hatten kein Geld!

Sie sehnten sich danach, aus ihren groben Kleidern herauszuschlüpfen und Herren zu werden, Schmetterlingen gleich, die aus der Puppe kriechen.

Der unbestimmte, ahnungsvolle Trieb nach Höherem peinigte sie. Vordem war alles recht und gut gewesen, wie von Ewigkeit her, wie für Ewigkeit bestimmt. Nun sahen sie auf einmal, daß alles anders sein könnte. Und anders war besser!

Sie hatten bloß kein Geld ...

Aber war nicht der Wald ihr Eigentum? ... Der Wald mußte Ihnen helfen! Wozu war er sonst da?

Man schlug auf den Busch. Man gab dem Amerika-Johann zu verstehen, daß man gar nicht mehr so abgeneigt sei — er werde schon wissen ...

Aber der Amerika-Johann verzog keine Miene. Er tat, als könne er nicht Schwedisch. Er sprach vom Wetter, obwohl man ihm deutlich zu verstehen gab, daß man den Wald meine ...

## Herbsttag.

**Von Irmela Linberg.**

Der Sonnenblumen dichter hoher Wald
Träumt golden in dem tiefen Mittagsschweigen;
Marienfäden tanzen ihren Reigen;
Vom Walde weht es seltsam fremd und kalt.

Und von den Lindenbäumen der Allee
Wehn gelbe Blätter auf die stillen Wege ...
Ein leises Knacken — — äugend durchs Gehege
Am Waldrand bricht ein schlankes junges Reh.

So stumm die Welt, so voller Todesahnen,
Ein Friedhof aus des Sommers bunten Resten,
Und doch — die braunen Knospen an den Aesten,
Sie wollen schon an neuen Frühling mahnen.

## Von einer starken Liebe.

**Von Robert Scheurer, Agno.**

Giulio ist ein einfacher Mann, ein Schreiner. Aber er ist ein Held. Nicht daß er dieses Heldentum auf irgend einem Schlachtfelde erfochten hätte. Wenigstens nicht auf einem solchen im landläufigen Sinne. Aber das Leben an und für sich ist eben für manchen und manche auch eine Art Schlachtfeld, wo ein Sieg in den allermeisten Fällen mehr Kräfte erfordert als ein durch Hieb und Stich und Drauflosschießen errungener.

„Der größte Held ist der, der sich selbst bezwingt“, sagt einer unserer größten deutschen Dichter. Und er hat recht. Was übrigens jeder an seiner eigenen Natur erproben kann.

Giulio liebte ein hübsches Mädchen seines Dorfes. Die beiden waren einig, ein Paar zu werden. Und eine gesicherte Zukunft lag auch vor ihnen; denn Giulio war als tüchtiger Berufsmann im ganzen Distrikt bekannt und geschätzt. Er brauchte kein Inserat im Amtsblatt. „Die fertige Arbeit ist meine Reklame“, pflegte er zu sagen. Und diese Aeußerung bewahrheitete sich, denn es regnete stets von Aufträgen, mehr als er zu bewältigen vermochte.